

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd Sten Strasse, Ecke der Cherry Alley, Bchm's Wirthshaus-Hof gegenüber.

Jahrgang 3, ganze Nummer 137.

Dienstag den 19. April 1842.

Zweifende Nummer 33.

Bedingungen.—Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem grossen Superial-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein halbes Jahr, welcher in halbjähriger Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden 50 angedreht. Für längere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Befendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen p. o. s. f. r. e. i. eingefandt werden.

Ausgewählte Dichterstelle.



Der Zeitungsdrucker.

Welch Thier auf diesem Erdenrund,
Geplagter ist, als wie ein Hund;
Ihr Leuten, sagt, wer mag es sein?
„Ein armes Zeitungsdruckerlein.“

Tagtäglich hat es seine Noth,
Bei rauher Kost und trocknem Brod,
Geplagter kann kein Mensch wohl sein,
Als wie ein Zeitungsdruckerlein.

Am Kasten steht es Tag und Nacht,
Die Presse treulich es bewacht;
Es schreibt und setzt die Typen ein,
Das dünne Zeitungsdruckerlein.

Viel Kinder, oft im Haus kein Brod,
In Kuch' und Keller große Noth,
Kein Buntel kann wohl leeren sein,
Als der des Zeitungsdruckerlein.

Wenn es manchmal ein Gläschen trinkt,
Und einer Schönen freundlich winkt,
Heißt's gleich: was für ein Sünderich,
Ist doch das Zeitungsdruckerlein.

Wenn alle Welt in Frieden lebt,
Langt, singt, und nach Vergnügen strebt,
Sitzt still in seinem Kämmerlein,
Das arme Zeitungsdruckerlein.

Wenn alle Welt bezahlet ist,
Selbst Kucke, Jude Antichrist;
Heißt's doch: es muß gewartet sein,
Beim armen Zeitungsdruckerlein.

Der Aemterhalter große Zahl,
Bei jeder Früh- und Späthjahrs-Wahl,
Die kehren jedem Tag wohl ein,
Beim guten Zeitungsdruckerlein.

Ein Jeder will gelobet sein,
Möcht gern die „Aub' und Fische“ frei'n,
Auf beiden Schultern trägt den Stein,
Das matte Zeitungsdruckerlein.

Ist endlich dann die Wahl vorbei,
Und es von Plaquezistern frei,
Denkt keiner doch: bezahlt soll sein,
Das arme Zeitungsdruckerlein.

Steht 'mal ein K statt einem U,
Schreibt es statt Kuche einmal Kuh,
Sofort muß instruiert sein,
Das dumme Zeitungsdruckerlein.

Doch ist ihm noch ein Trost bescheert,
Dass seine Noth nicht ewig währet.
Im Himmel, ach! wie wohl wird sein,
Dem frommen Zeitungsdruckerlein.

Abb. Intelligencer.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

General von Steuben.

Der neueste und letzte Band der von Hrn. Jared Sparks in Boston herausgegebenen amerikanischen Biographien enthält die Lebensbeschreibung des Generals v. Steuben, eines deutschen Soldaten, der sich der Freundschaft Washingtons erfreute, und der, indem er die Disciplin des preussischen Heeres und die Kriegserfahrung, die er unter den Fahnen des grossen Friedrich gesammelt, nach Nordamerika brachte, nicht wenig dazu beitrug, den Vereinigten Staaten ihre gegenwärtige Unabhängigkeit zu erkämpfen. Friedrich Wilhelm Freiherr v. Steuben ward in Schwaben um das Jahr 1736 geboren und trat frühzeitig in den preussischen Kriegsdienst, in welchem er sich bald durch persönlichen Muth auszeichnete. In der nächsten Umgebung des Prinzen Heinrich machte er den siebenjährigen Krieg mit, nach dessen Beendigung er in seine Heimath zurückkehrte, wo er als Adjutant in den Dienst des Fürsten von Hohenzollern-Gechingen trat. Im Jahre 1767 übertrug ihm der Markgraf von Baden den Oberbefehl über seine Truppen, indem Steuben zum General ernannt wurde, als welcher er auch bald darauf den Orden der Treue erhielt. In Paris, wohin er eine Urlaubsreise unternahm, lernte er bei dem damaligen Kriegsminister, Grafen v. St. Germain, mehrere junge Männer des französischen Hofes kennen, die sich, eben so wie Lafayette, mit großer Lebhaftigkeit für den damals in Amerika ausgebrochenen Freiheitskrieg interessirten und zum Theil auch bereits zur Unterstützung desselben dahin

abzugehen im Begriff waren. Die Gewinnung eines in der Schule Friedrichs erzogene Soldaten, wie Steuben, schien Allen ein viel versprechender Vortheil für die amerikanische Sache, und so suchten sie denselben zunächst mit den beiden nordamerikanischen Gesandten Deane und Franklin bekannt zu machen. Das Resultat war, dass Steuben wirklich seine Stellung in Baden aufgab und im Herbst des Jahres 1777 nach Amerika sich einschiffte, wo er am 12ten December ankam. Die Briefe an Washington, die er mitbrachte, verschafften ihm bei diesem, so wie bei dem Congress eine sehr ehrenvolle Aufnahme, und so ward ihm auch gleich die Stelle eines Generalinspektors der Armee übertragen. Letztere fand er in dem rohesten Zustande, den es nur irgend geben kann. Seiner Thätigkeit bot sich daher ein weites Feld dar; diese hatte aber mit nicht geringen Hindernissen zu kämpfen, zu welchen unter andern auch der Umstand gehörte, dass Baron Steuben bei seiner Ankunft außer seiner Muttersprache zwar auch noch das Französische, aber dagegen kein Wort Englisch verstand. Nur ein einziger Officier war damals in der amerikanischen Armee, Capitän Walter, der zugleich auch Französisch und Englisch sprach, und dieser mußte in der Eigenschaft eines Adjutanten als Dolmetscher dienen.

Steuben behielt in Amerika die streng militärische Lebensweise bei, an welche er gewöhnt war. Er trug eine der preussischen ähnliche Uniform, auf die er nicht wenig, — und zwar bis an sein Lebensende, stolz war, stand des Morgens früh um 3 Uhr auf, ließ sich Haar und Bopf in gewohnter Weise frisiren, und im Sommer fand ihn meistens schon der Sonnenaufgang in voller Thätigkeit auf dem Exercierplatz. — Durch Ordnung und Strenge gelang es ihm auch, das amerikanische Heer bald auf einen bessern Fuß zu bringen, und so demselben, wie Washington und der Congress anerkennend ausdrückten, unschätzbare Dienste zu leisten. Aber nicht bloß als Exerciermeister, sondern auch als Führer der Truppen auf dem Schlachtfeld war Steuben ausgezeichnet; die Vorbeeren des Feldzuges von Virginien gehörten ihm allein an. Gab er auch manchmal durch seine etwas schroffe Außenseite und durch seine strengen militärischen Manieren Anstoß bei den amerikanischen Freiheitsmännern, so erwarb er sich doch durch seinen biedern Charakter die allgemeinste Achtung, und sein Biograph weist in dieser Beziehung manche Anekdote zu erzählen. So hatte er einmal bei einem Manöver befohlen, daß ein Lieutenant Gibbons, der anscheinend einen Fehler gemacht, arreirt und hinter die Fronte gebracht wurde. Bald darauf erfuhr er jedoch durch den Regimentscommandant, daß der Lieutenant, ein tapferer und tadellos Officier, die fragliche Schuld an dem Versehen, das gemacht worden war, gar nicht trage. Sogleich ließ ihn Steuben vor die Fronte treten, ritt an ihn heran, und indem er seinen Hut abnahm, redete er ihn folgendermaßen an: „Lieutenant Gibbons, der vorgefallene Fehler, durch welchen die ganze Linie in Unordnung kam, hätte, dem Feinde gegenüber, von den unglücklichsten Folgen sein können. Ich ließ Sie, als den vermeintlichen Urheber, arreiren, doch habe ich Ursache zu glauben, daß ich mich geirrt habe, und daß Sie völlig unschuldig sind. Ich bitte Sie um Verzeihung. Treten Sie jetzt wieder bei Ihrer Compagnie ein. Ich möchte niemanden Unrecht thun, am allerwenigsten aber einem Mann, dessen Charakter als Soldat so achtungswerth ist.“ — Ein andernmal hörte er, wie bei dem Namensaufruf eines Regiments, der Name Benedict Arnold vorkam. So hatte auch der amerikanische General geheißen, der zu den Engländern übergegangen war. Steuben ließ den Soldaten, der diese beiden Namen trug, sogleich vortreten. „Grenadier!“ sagte er zu ihm, „Du mußt Deinen Namen ändern; Du darfst nicht gerade so

heissen, wie Jener, der uns verrathen hat.“ — „Welchen Namen soll ich annehmen, General?“ fragte der Soldat. — „Welche Du willst; nimm die meinigen, wenn sie Dir gefallen.“ — Das ließ sich der Grenadier nicht zweimal sagen; vielmehr nannte er sich noch an demselben Tage Friedrich Wilhelm Steuben, und so wurde er auch in d. Regimentsliste eingetragen. Als Pathengesehnt setzte ihm der General eine Pension von fünf Dollars monatlich aus, wozu nach einiger Zeit auch noch ein ansehnliches Stück Landes kam. Nach Beendigung des Krieges traf der General den ehemaligen Soldaten, der ihm auf seine Erkundigung sagte, daß es ihm sehr wohl gehe und daß er jetzt verheirathet sey und einen Sohn habe. Der heißt gerade so wie Sie, Herr Baron,“ fügte der Mann hinzu. — „Si, dann heißt er ja auch gerade so wie Ihr,“ meinte der General. — „nein, ich habe ihm noch genauer die Benennung meines Wohlthäters gegeben; er heißt Baron Steuben.“ — Der Landstrich, in dem die Besizung dieses Colonisten lag, heißt übrigens auch jetzt noch Steuben, und ist heutzutage ein sehr blühender Ort.

Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibung Steubens macht uns sein Biograph auch mit einem seiner Freunde, nämlich mit dem Grafen Benjowski, bekannt, demselben, der auf Kamtschatka und in Kogebue's Schauspiel dieses Namens eine so romantische Rolle spielt. Benjowski besuchte ab mit oder ohne seine Afanasta, wird nicht gesagt — im Jahre 1782 seinen Jugendfreund Steuben, und erbot sich, eine deutsche Legion von 6000 Mann zur Verfügung des Congresses zu stellen. Das Anerbieten ward jedoch zurückgewiesen, da der Krieg zu Ende war, und Benjowski schloß sich jetzt einer Privatexpedition nach der Insel Madagaskar an, wo er bei einem Zusammentreffen mit den französischen Colonisten seinen Tod fand.

Dem General von Steuben wurden im Frieden große Aenderungen von den Staaten Neu-Jersey, Virginien und Neu-York geschenkt, wozu auch noch eine Pension von 2500 Dollars von Seiten des Congresses kam. Bei seinem im Jahre 1794 erfolgten Ableben hinterließ er jedoch nur ein kleines Vermögen, das er seinen Adjutanten vermachte, und als einige Verwandten in Deutschland über den Nachlaß eine Anfrage bei Washington machen ließen, antwortete dieser: „Wäre das Vermögen des Baron Steuben, so groß gewesen als sein Herz vortrefflich war, so würde er gewiß keinen seiner Freunde in seinem Testament unberücksichtigt gelassen haben.“ In der lutherischen Kirche zu Neu-York ist dem General von Steuben ein Denkmal mit einer ehrenden Inschrift gesetzt.

Schrecklicher Mord aus Oberwitz.

Georg Todt, ein Bürger und Nagelschmied in Raumburg, stand wegen seiner besondern Religionsmeinungen in keinem guten Ruf. Er verachtete die Diener der Religion, und hatte früher, wie es erwiesen seyn sollte, in einer wahren Nothwey ein Menschen umgebracht.

Schon in einem Alter von siebenzig Jahren, beging er einen Mord, welcher, bei den Einzelheiten, Jedem mit Schauder erfüllen muß.

Am 16. Dezember 1673 saß Todt beim Ofen und wollte sich nicht mit seinen Gesellen an den Tisch zum Abendessen setzen. Samuel Sulze, einer der Gesellen, brachte ihm etwas Essen auf seinen Platz; er nahm es an und aß. Die Gesellen entfernten sich nun, Samuel Sulze blieb aber bei dem Meister, setzte sich hin und schlief ein. Da schlug ihn Todt mit einem großen Hammer zu Boden, so daß er auf der Stelle starb. Nachdem er des Ermordeten Kleider und Hemde mit einem Riß zerrissen hatte, zog er ihm die Haut ab, schnitt ihm beide Daumen und die Schaamtheile weg, riß ihm das Herz aus dem Leibe,

legte solches in einen Tiegel, schmort es mit Butter und verzehrte es. Die Haut die abgeschnittenen Glieder legte er in eine Molle, bestreute sie mit Salz und schob sie unter das Bett. Den zerstückelten Körper begrub er in dem Keller.

Wie man am andern Morgen den Ermordeten vermiste, gab er vor, er sey heute mit Fuhrleuten nach Leipzig gefahren, und habe zuvor der Kasse den Schwanz abgehauen, wie die Blutslecke in der Stube dies noch zeigten.

Die Blutslecken waren aber zu groß, als daß sie durch eine solche Verstückelung einer Kasse hätten verursacht werden können. Man schöpfte Verdacht; er wurde verhaftet, und die unter seinem Bett gefundene Molle bestätigte solchen hinlänglich.

Todt läugnete nun nicht nur nicht die That, sondern erzählte auch die vorhin angeführten schauerlichen Umstände. Ehe aber sein Urtheil erfolgte, erhing er sich im Gefängniß. Sein Leichnam ward nach dem Schindanger geschleift und dort verscharrt. Man fand bei ihm ein vorzügliches Zauberbuch. Dies wurde von der obrigkeitlichen Behörde in Beschlag genommen und versiegelt. Demnächst mußte es der Henker auf dem Schindanger verbrennen.

Aus Scherz wird zuweilen Ernst.

Der Herzog Swantopol hatte sich mit seinem Heere gegen die Kreuzherren gelagert. Unter seinem nächsten Gefolge befand sich ein Edelmann, der sich vor den Kreuzherren so fruchtete, daß ihn fast ein Fieber befiel, wenn er nur von ihnen hörte. Der Herzog, um eines Theils ihn vor den übrigen kriessgefährten lächerlich zu machen, „oern Theils, um ihn von dieser Fu zu heilen, sandte einige Reiter weg, die dem heimlichen Auftrage, daß sie zu der Zeit, wenn er mit seinen Kavaliere an der Tafel säße, erschrocken in das Speisezimmer stürzen und rufen sollten: „Geschwinde fort! die Kreuzritter kommen!“

Der Herzog wollte aber keine Gäste weiter erschrecken; er machte sie also zuvor mit dieser Verabredung bekannt.

Wes geschah, wie es der Herzog eingeleitet hatte. Eben freiteten munter die gefüllten Becher, als das ausgeschickte Kommando zurückkam. Es meldete mit großer Bestürzung, daß die Kreuzritter im Anzuge seyen, und rieth ängstlich sich durch die Flucht zu retten. Der furchtsame Edelmann ließ sich dies nicht zweimal sagen, er sprang schnell von seinem Sessel auf, schwang sich auf sein Ross und jagte davon.

Die Uebrigen lachten weidlich über den Feigling; aber die Reiter hatten ihre Warnung ernstlich gemeint, auf ihrem Ritt waren sie wirklich die Kreuzritter gewahr worden. Diese trafen nun auch ein. An ein Entfliehen war nicht mehr zu denken. Die Meisten wurden niedergemetzelt; der Herzog selbst entkam nur dadurch, daß er noch Zeit behielt, sich auf sein Ross zu schwingen und durch die Weichsel zu schwimmen.

Eine Gespenstergeschichte aus dem 17ten Jahrhundert.

Wir kamen, erzählt Lady Fanshawe, zu Lady Honor D'Brien, der jüngsten Tochter des Grafen von Thanond, wo wir uns drei Tage lang aufhielten. In der ersten Nacht hatte ich einen großen Schrecken, indem ich in dem Zimmer, wohin ich geführt worden war, ungefähr um 7 Uhr durch eine Stimme erweckt wurde, und als ich den Vorhang zurückzog, beim Mondschein eine Frau in der Fenstervertiefung bemerkte, weiß gekleidet, mit rothem Haare und von bleichem, geisterhaften Ansehen. Sie sah zum Fenster hinaus, und sagte laut und mit einem Tone, wie ich ihn noch nie gehört hatte, dreimal hintereinander: „Ein Pferd!“ — worauf sie mit einem

Seufzer, der eher dem Winde als menschlichem Athem gleich, verschwand; ihr Leib kam mir mehr wie eine Wolke, als wie ein menschlicher Körper vor. Ich war so erschreckt, daß mir das Haar zu Berge stand und mein Nachtzeug herabfiel. Ich stieß und schüttelte meinen Gemahl, welcher während der ganzen Zeit geschlafen hatte, endlich aber sehr verwundert war, mich in solcher Angst zu finden, noch mehr aber als ich ihm die Geschichte erzählte und das offene Fenster zeigte. Keiner von uns schlief mehr in dieser Nacht. Gegen fünf Uhr kam die Dame des Hauses zu uns, und sagte, sie sey die ganze Nacht nicht im Bette gewesen, weil einer ihrer Wetztern aus der Familie D'Brien, dessen Vorfahren dies Schloß besessen hätten, gewünscht habe, daß sie bei ihm auf dem Zimmer bleibe: um 2 Uhr sey derselbe gestorben. Sie setzte hinzu: „Ich wünsche, daß Ihr nicht beunruhigt worden seyn möget, denn es ist in diesem Hause gewöhnlich, daß, wenn Jemand aus der Familie im Sterben liegt, die Gestalt einer Frau in jeder Nacht am Fenster erscheint, bis er todt ist. Diese Frau war vor alten Zeiten durch den damaligen Schloßherrn guter Hoffnung geworden, der aber ermordete sie in seinem Garten und warf den Leichnam in den Fluß der hinter den Fenster hinfließt. Ich dachte nicht daran, als ich Euch hierherbrachte. Wir erwiderten wenig auf diesen Beweis von Güte, sondern entschlossen uns, bald möglichst abzureisen; indem mein Mann der Meinung war, daß der Aberglaube in diesen Gegenden weit häufiger wäre, als in England, und wir zuletzt Beide die Ansicht hegten, daß meine zu stark aufgeregte Phantasie mich etwas hatte sehen lassen, was in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden sey.“

Das Bettrennen mit Schlitten.

Eine vorzügliche Belustigung der Russen ist im Winter das Bettrennen mit Schlitten. Zu diesem wird ein ebener Platz, wo möglich auf einem Flusse, Reich oder See gewählt wo sich täglich und zwar in der Regel zwischen 2 bis 3 Uhr Nachmittags, sehr viele Menschen mit kleinen und sehr leicht gebauten Schlitten versammeln, auf denen nur ein Mensch Platz hat. Hier wird bedeutend gewettet, und es kommt nur dabei auf den besten Trabber an; denn sobald das Pferd nur einmal aus dem Trabe in Galopp fällt, ist die Wette verloren. Man sieht hier schöne Pferde einen so schnellen Trab laufen, daß dem im Schlitten Sitzenden der Athem fast vergeht.

Der älteste Baum in der Welt.

Hr. Loudon liefert in einem kürzlich publizirten Werke eine Abbildung des Zypressenbaumes von Comma in der Lombardie, den man für den ältesten Baum in der Welt hält. In Mailand hat man eine alte Chronik, welche schreibt, daß dieser Baum schon zur Zeit von Julius Cäsar (42 Jahre vor Christi Geburt) gestanden habe. Er ist 121 Fuß hoch, und der Stamm mißt, 1 Fuß vom Boden ab, 23 Fuß im Durchmesser. Napoleon verschonte dieses Ueberbleibsel des Alterthums als er seinen Plan zu einer Strafe über den Simplon entwarf, und machte lieber eine Krümmung, um nicht den Baum zu beschädigen.

Sonderbares Zusammentreffen.

Vor den Uffsen zu Gloucester wurde John Ruffel, 22 Jahr alt, angeklagt, daß er eine Stute gestohlen habe, die dem Joseph Jordan gehöre. Er bewies vor den Geschwornen, daß er diese Stute gekauft habe, und er wurde daher freigesprochen. Das Merkwürdige bei diesem Rechtsstreit war aber, daß die Stute, der Kläger und der Angeklagte sämmtlich blind waren.